Nummer 110 — Sonnabend, 10. Mai 1924

Berliner Familien-Zeitung

Zwischen den Dünen

Roman von Kurt Küchler

[83. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Stumm ging sie hinaus. Kare, auf ihrem Schemel neben dem Herd, schrak auf und sah auf dem blassen Gesicht der rasch hinschreitenden Frau große und schwere Tränen, die weggewischt wurden vom schwarzen Schleier, den sie tief hinabzog bis unter das Kinn. Ehe sie aufstehen und helfen konnte, hatte die Frau den Riegel beiseite geschoben, die Tür aufgemacht und hinter sich wieder geschlossen. Kare ging hin, langsam, fast müde, und schob mit schweren Händen den Riegel zurück. Es krachte dumpf im Holz.

Bork hörte es nicht. Er hörte nicht den schnalzenden Ruf des Knechts draußen bei Madsens Schlitten, nicht das heftige Knallen der Peitsche gegen den heulend stürmenden Wind, nicht das Schnaufen und Stampfen des schweren, dänischen Pferdes und nicht das scharfe Schleifen der Kufen über den harten, körnig gefrorenen Schnee. Er stand noch immer dicht neben dem Webstuhl und lauschte einer Stimme, die in ihm sprach:

„Von Frauen kommt Glück . . . von Frauen kommt Bitternis . . . von Frauen kommt Gnade . . .“ und plötzlich, aus tiefem Erschrecken, die eigene Stimme: „Von Männern kommt Fluch!“

54.

Der Winter verging. Die Winde hielten den Atem an. Die Stürme verebbten. Der Skagerrakdonner verrollte, das Kattegattbrausen verlor seine dumpfe, störrische Wut. Der schwere, schwarze Wolkenhimmel zerbarst, und die Sonne der ersten Frühlingstage machte das Meer erglänzen und den ruhig gewordenen Sand leuchtend und warm.

Die Fischer stampften zum Strand, kippten Mann neben Mann mit breiten Schultern die Boote, teerten die Planken und brachten in Ordnung, was Wind und Wetter mit harten Fäusten zerdrückt und zerschlagen.

An einem Tag im späten März, kurz vor der Dämmerung, hielt wiederum ein Gefährt vor dem kleinen, schwarzen Haus zwischen den Dünen, in dem Bork und Kare einsamer lebten denn je. Es war das Fuhrwerk des Gastwirts Madsen, der selber auf dem Führersitz hockte, neben dem Knecht, der dicht vorm Haus die Zügel straffte, so hart, daß die schwere, dänische Stute laut wiehernd den Kopf zum Nacken warf und stehen blieb mit einem heftigen Ruck durch den ganzen Leib. Heiser keuchend, mit der Rechten die beiden Handrücken umklammernd, mit der anderen sich auf den Wagenrand stützend, stieg der Oberlotse heraus, von Kopf bis zu den Füßen in sein abgetragenes Oelzeug gekleidet, den schwarzen, zerlöcherten Südwester auf dem spitzigen Schädel.

Als er, ohne Schaden genommen zu haben, den Sandboden erreicht und die Krücken zurechtgestellt hatte, rief er zu Madsen hinauf:

„In einer Stunde also, nicht wahr, in einer Stunde!“

„In einer Stunde“, rief der Gastwirt zurück, die Stimme gedämpft durch einen dicken, wollenen Schal, der fünffach, die kranken Lungen zu schützen, den Hals umwand bis über die Spitze der Nase.

Der Knecht schnalzte und schwippte mit seiner Peitsche leicht über den Rücken des Pferdes. Schwer stampfend setzte sich die Stute in Gang. Knirschend mahlten die Räder den weißen, nach langem Winter locker gewordenen Sand.

Mit dem breiten Griff seiner Krücke klopfte der Oberlotse so heftig gegen die Tür, daß es dröhnte im Holz. Es war das erste Mal, daß er kam, seit Bork und Kare ihr Leben zusammengetan. Bork schob den Riegel zurück. Schnaufend, mit rächelndem Gruß stampfte der Greis über die Schwelle.

„Kang' nicht gesehen“, sagte Bork und schloß die Tür.

„Der Winter, der Winter,“ krächte der Oberlotse, „da steckt man im Haus, da hockt man beim Ofen, da läßt man sich von der Thode indischen Rumgrog serpieren, so heiß und steif, daß sie den alten Knochenbau heizen und in den Adern das Blut herumspringt wie Feuer.“

Er blinzelte schief zu Kare hinüber, die dabei war, unter einem Topf voll Wasser das Herdfeuer zu schüren.

„Treffliche Frau, die Kare Taneeren, wie?“ Er grinste. „Läßt sich leben mit ihr, was?“ Mit dürrer Hand klopfte er dem neben ihm stehenden Mann die Schulter und fuhr fort, während sie beide die Stube betraten, noch immer feixend: „Was hab' ich gesagt, Herr? Teufel und Beelzebub, wie?“

Er plierte durchs Zimmer.

„Ei, ei, sieh da, Kares Webemaschine. Und die alte, kleine Kommode, die schon in der Dachstube ihrer Mutter gestanden hat, als sie noch Magd war beim alten Madsen.“ Er hob eine Krücke. „Und da ihr Sessel, ihr schöner, weicher Sessel, in dem man sitzt wie in Abrahams Schoß!“

Er schlürfte hinüber, drückte den langen, eckigen Körper tief in den breiten, binsengeflochtenen Stuhl, stellte die Krücken zwischen die spitzigen Knie, grinste zum Bett hinüber und nickte:

„Hab's Ihnen gesagt, mein Herr . . . breit für zwei.“

Der scharfsichtige Blick schweifte aufs neue umher. „Treffliche Ehe, wo alles so friedlich beisammen steht.“

Bork zog die Brauen zusammen. „Was Neues in Skagen?“ fragte er, um ihn auf andere Dinge zu bringen. Ihm schien, als sei der Alte in einer besonderen Weise erregt. Die erdgraue, eingetrocknete Haut über den Knochen des ausgezehrten Gesichts war, seit er das Haus betreten, in einem beständigen schwachen Vibrieren gewesen, und in den kleinen, tief in bläulichen Schatten versteckten Augen ein unaufhörliches Flackern und Flimmern.

„Was Neues?“ Wie vom Blitz getroffen warf der Oberlotse den Kopf zu Bork. „O ja, mein Herr. Es gibt was Neues in Skagen!“

Er sprach nicht weiter, denn Kare hatte die Stube betreten. Sie trug auf einem Brett zwei Gläser, eine Kanne kochenden Wassers, eine Schale mit brennem Randis und eine Flasche, auf deren Schild der scharfe Blick des Oberlotsen sogleich die Bezeichnung entdeckte. Medras. Ostindischer Rum.

„Recht so,“ rief er, als Kare zu mischen begann, „halb Wasser, halb Rum, drei Löffel Randis.“

Da sah er die tiefe, fast kranke Blässe ihres Gesichts, den müden Mund und die dunkelblauen Ringe um ihre tiefliegenden Augen. Sein Blick ging fragend zu Bork. Der bemerkte es nicht. Er stand in der Nähe des Fensters, das zu den Dünen hinausging, deren nackte Scheitel gerötet waren im Schein der Sonne, die langsam im Westen versank. Kare ging um den Tisch zur Bank, setzte sich in den Winkel, legte mit übereinandergeschobenen Händen die Arme halb über den Tisch und schaute still vor sich hin.

Hastig griff Nielsen nach einem der beiden dampfenden Gläser. „Wollen Sie nicht auch trinken, Herr?“ rief er hinüber zu Bork. Der wehrte schweigend, mit einer kleinen Bewegung der Hand. „Denn nicht“, knurrte Nielsen, hob das Glas und begann zu trinken, nicht genießerisch, mit langsamen Schlürfen, wie es seine Gewohnheit war, sondern rasch, in kleinen, erregten Schlücken. Dann schob das leere Glas hastig beiseite, griff in die Seitentasche des Oelrocks, zog ein Blatt heraus, legte es auf den Tisch und bedeckte es, heftig zuschlagend, mit der langen, eingetrockneten Hand.

„Hier das Neue,“ rief er mit einer Stimme, die sich anhörte wie das Krächzen eines heiseren Hahns, „das Unerhörte, das nie Dagewesene, das nie Geahnte, das nie Erwartete. Eine Einladung, mein Herr, eine Einladung von Olafsborg hat seinen Todfeind, seinen grimmigsten Hasser, den Oberlotsen Jes Nielsen auf freundschaftlichste ersucht, teilzunehmen an der Feier seines neunzigsten Geburtstages auf Schloß Jörtenhof am Sonntag, den 5. April, anni currentis. Unterschrieben mit eigener Hand.“ Er lachte kurz und zerbissen, und schob das Blatt zu Kare hinüber. „Ein verteufelte Handschrift, wie? Als säße ihm schon der Tod in den Fingern und das böse Gewissen im Nacken.“

„Werden Sie hingehen?“ fragte vom Fenster her Bork, kam rasch einige Schritte heran und blieb stehen, mit seltsam gespanntem Blick. Flimmernd blickte der Oberlotse ihn an. „Hingehen?“ fragte er feixend mit dicht zusammengedrückten Brauen, „hingehen?“ Die hundert kleinen Falten des uralten Gesichts begannen zu tanzen.

„Natürlich werde ich hingehen“, sagte er schließlich wie nie. „Hohn wider Hohn!“ Er zog das Blatt heran und zerknüllte es langsam zwischen den knöchernen Fingern.

Eine Weile starrte er mit zusammengekniffenen Augen durchs Fenster. Draußen im dunkler werdenden Rot der niedersteigenden Sonne glommen die Hügel der Dünen wie Haufen geronnenen Blutes.

(Fortsetzung folgt.)

Jugendwinkel

Einsamkeit

In tiefer Frühlingsnacht schlummert das Meer. Lang und weich steigt der Hauch der Wellen durch die Luft; hinauf — bis hinauf zu den vielen Sternen herrscht Schweigen — gleichmäßig atmet die Nacht.

Und dort, wo am Ufer die grauen, starren Felsen aufragen, dort, wo die Nacht am dunkelsten und verschwiegensten ist, dort wandelt in langen Gewändern Einsamkeit. . . Sie lauscht durch die Stille hinaus nach dem Meer. . . Dumpf klingt und summt es dort herauf, wie von den Wellen geboren:

Tiefer Glocken Ton.

Einsamkeit legt sich nieder, dort wo die großen Felsen starren, und lauscht — — — — — — — — —

Im Meere lag einst eine Insel, und auf der Insel wuchs eine Stadt. In einer Nacht voll Sturm und Wut versank beides.

Wenn im Jahre die Nacht am stillsten ist, wann Einsamkeit dort bei den Felsen lagert, dann tönen die Glocken der versunkenen Stadt herauf: Jetzt . . . jetzt tönen sie. . . Wie Musik schleicht es über meine Seele hinweg und macht sie klar wie das Meer in der Frühlingsnacht. Klar — einsam und weit. —

Wanderung

Eine Ermunterung von Willi Schlüter, der die Osterferien scheinbar gut ausgenutzt hat.

Böse Verwechslung

Im Kontor der Firma Semmelweich saß der neue Kassierer am Pult und arbeitete. Der Chef trat herein

„Der Schnee geht weg“, erlaubte sich der Kassierer zu sagen.

„Ganz recht, mein Lieber“, erwiderte der Chef. „Es wird auch höchste Zeit, denn der Schnee hat bereits genug Schaden angerichtet.“

Als am anderen Morgen Herr Semmelweich das Kontor betrat, herrschte dort große Aufregung.

„Herr Prinzipal, unser neuer Kassierer Schnee ist unter Mitnahme der Kasse durchgebrannt. Er hinterläßt auf einem Zettel die Nachricht, daß er Ihnen mitgeteilt habe, „der Schnee geht weg“ und Sie seien damit einverstanden gewesen.“

„Das stimmt“, erwiderte der Prinzipal. „Und ich Esel habe noch gesagt, daß ich mich freue.“

Wer hat geraten?

Rund wie das Koch vom Spund? — O
Zweitens vor jedem Mann? — Der
Also: O—der.

Vier Monde werden von Goldwasser fortgespült

Natürlich von Willi.

Des Nachts. Der Himmel ein leuchtendes Violett. Vier Monde kreisen. Giftig grüne Wolken verzischen am Firmament. Gläserner Staub fällt. Ein Mensch kämpft gegen einen Orkan.

Gläserner Staub überall. Unsichtbar. Der Mann dringt in einen Wald ein. Von den Gipfeln rieselt es, ohne Ende — Glas. An den Gipfeln glitzert es, gleißt es, glüht es — wie Feuer. In den Gipfeln lodert es, zischt es — wie junge Schlangenbrut. — — — Der Mann fürchtet sich, läuft schneller, schneller — so schnell schließlich wie der Sturm. Bald nimmt ihn ein Haus auf. — In festgefügten Bahnen kreisen Gestirne, während der Mann das spinnendeinige Furchtgespenst — mit Danziger Goldwasser hinunterspült.

Schnell kaput

Entschlüpf' ich deinem Mund
Geb' Staunen und Freude ich kund;
Wenn ich der Hand entfalle,
Ist's mit mir alle.

Zusammengesetzt

Zwei Körperteile sind hier,
Kopf und Schwanz;
Zu einer Waffe wird's,
Liest du es ganz.

In Amerika hat man festgestellt, daß die Mädchen schlauer wären als die Jungen. Da wird gesagt: „Na ja, bei den Amerikanern da sind die Mädchen eben immer was besonderes.“ Das kann im großen ganzen stimmen. Dieses aber ist eine wissenschaftliche Feststellung der Howarder Universität, in der die Mädchen eine Durchschnittsbewertung von 55 Prozent und die Männer von 50 Prozent erhielten.

DIE MONDREISE

Wer von euch würde mal eine Reise nach dem Mond machen mögen? — Hallo, wie sie alle schreien! Ihr scheint euch das ja recht schön vorzustellen. Daß der Mond selber kein Licht hat, obwohl er nachts so schön leuchtet, das wißt ihr ja wohl alle. Es ist nur die Sonne, die auf diesen erkalteten Himmelskörper scheint, und daher glänzt er so. Mit einem scharfen Fernrohr kann man sich den ganzen Mond von der Erde aus genau betrachten und dort sogar Gegenstände unterscheiden, die nur hundert oder zweihundert Meter Durchmesser haben. Daher kennen wir die Oberfläche des Mondes sogar besser als manche Teile der Erde, zum Beispiel die Landgebiete um den Südpol. Allerdings kennen wir nur eine Seite des Mondes, denn er ist ein alter Geheimniskrämer und hat uns die andere noch nie hergezeigt. Die Oberfläche des Mondes ist sehr gebirgig, und zwar sind das fast alles erkaltete Vulkane. Es gibt nur ganz wenige Bergketten. Die höchsten Berge sind 8000 Meter hoch, also viel höher als die auf der Erde, wenn man erwägt, daß die Erde ja fünfzigmal größer ist als ihr Gefährte. Am schnellsten sind wir auf dem Mond, wenn wir zur Reise einen Lichtstrahl benutzen, denn der legt in der Sekunde 300 000 Kilometer zurück, und der Mond ist ja bloß 380 000 Kilometer entfernt von uns. Von der schnellen Reise bleibt uns gleich die Puste weg, und wir finden sie auch so bald nicht wieder, denn Luft zum Atmen gibt es hier nicht. Es ist gerade Vollmond, und die Sonne steht genau über unseren Köpfen. Infolgedessen sind fast 200 Grad Wärme; ihr würdet auf dem Mond also dauernd hitzefrei haben. Dafür könnt ihr nun auf den hohen Bergen herumklettern, und das ist gar nicht so furchtbar anstrengend, denn auf dem Monde ist alles (also auch unser Körper) sechsmal so leicht wie auf der Erde, weil er so klein ist. Darum ist auch der Horizont so nahe, und die Wölbung der Mondfläche könnt ihr mit bloßem Auge erkennen. Die entferntesten Berge und Hügel sind mit der gleichen unheimlichen Deutlichkeit zu sehen, wie die nächstliegenden; der ganze Himmel ist pechschwarz, und mitten am Tage strahlen die Sterne in ungetrübter Klarheit. Das kommt daher, daß es hier gar keine Atmosphäre gibt, keinen Wasserdampf und keine Wolken, denn nur der Wassergehalt der Luft läßt uns auf der Erde den Himmel blau erscheinen. Infolgedessen gibt es auf dem Monde keine Flüsse oder Bäche, und darum können die Felsen dort nicht verwittern. Die Berge sind also so steil und zackig geblieben, wie am ersten Tage, nachdem die Lava erstarrt war, aus der sie bestehen. Es gibt also keine einzelnen Steine, keinen Sand und keinen Staub, denn auch diese sind Witterungsprodukte, und zur Verwitterung gehören ja Luft und Wasser. Ohne Luft können sich ja die Schallwellen nicht fortpflanzen. Darum könnt ihr euch da oben noch so laut in die Ohren schreien, ihr werdet keinen Ton hören. Wenn ihr eine Feder auf dem Berge liegen läßt, so wird sie bis in alle Ewigkeit da liegen bleiben, denn es gibt hier oben nicht den leisesten Windzug. Wenn wir es nun 15 Tage auf dem Monde aushalten, von Sonnenaufgang gerechnet, dann geht die Sonne endlich wieder unter. Die Schatten der Berge werden immer länger; sie sind so schwarz wie chinesische Tusche, man könnte sie für Löcher halten. Alles andere aber ist blendend hell. Dann wird es dunkel, und wenn der Mond durch keine Luftblüte warm gehalten wird, so sinkt das Thermometer auf 250 Grad Kälte. Wenn wir nun in der Mitte des Mondes stehen, so sehen wir genau über uns einen gewaltigen leuchtenden Himmelskörper, vielmal größer als die Sonne, welcher sich aber nie vom Fleck bewegt, sondern sich nur langsam um sich selbst dreht — in einer Nacht fünfzehnmal. Da wir alle schon mal einen Globus gesehen haben, so erkennen wir auf dieser Kugel das Bild der Erdteile: das dicke Dreieck von Afrika und das langgestreckte von Südamerika — und entdecken, daß das ja unsere liebe alte Erde ist! Da nehmen wir schnell unsere elektrische Taschenlampe heraus, setzen uns auf den Lichtstrahl und fahren wieder nach Hause, denn auf dem Monde ist es uns schon lange zu ungemütlich geworden.